

Gefördert durch  
nachmittags mit Ausnahme  
der Sonn- und Feiertage.

Abonnementspreis  
monatl. 60 A., 1/2jähr. 1.50 A.  
jedem frei ins Haus. Durch  
die Post bezogen 1.65 A.

„Die Neue Welt“  
(Unterhaltungsbeilage), durch  
die Post nicht bezugsbar, kostet  
monatl. 10 A., 1/2jähr. 30 A.

# Volkshlatt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 17, Eingang Silbergasse.

Telegraphen-Adresse: Volkshlatt Halle.

Motto: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 211.

Halle a. S., Freitag den 9. September 1892.

3. Jahrg.

## Parteienossen!

- Der Boykott dauert unverändert fort!
- Laßt Euch durch die von unseren Gegnern ausgeprägten Gerüchte, daß der Boykott aufgehoben werden solle, nicht beirren!
- Nur in öffentlicher Volksversammlung kann über die Aufhebung des Boykotts entschieden werden!
- Sieht darum einig und fest als gute Parteienossen zusammen und meidet Mann für Mann das boykottierte Bier, damit unserer Partei keine Schande und Schmach erwache!

## Die Geschichte der Uniform,

fast 3 Benedy in seinem vor 22 Jahren unter dem Titel „Ein Wort für den Frieden“ betitelten Artikel im „Buch der Welt“, welcher gerade in diesen Tagen der Berner Friedenskongresse und der in der Presse darüber entstandenen Diskussion als so recht getimmet erscheint, ist die Geschichte der Knechtung der Menschheit. So lange und überall, wo das freie Bürgerium waltete, so lange gab es keine Uniform. Bei den Griechen, bei den Römern, bei den Germanen, so lange sie frei waren, hatten die Bürger, wenn es zum Kampfe ging, wohl ihre Waffen, wohl ihre Rüstung; aber sie dachten nicht daran, sich einen bunten Rock zu halten, um im Prante zum Kampfe zu gehen. Die Perser hatten pompöse Uniformen, als sie von dem griechischen Bürgerium geschlagen wurden. Die Macedonier waren solbathig uniformiert, als sie die Freiheit des verkommenen Griechenlands zerstörten. Die Römer der alten Republik Roms, die Nachfolger des ersten Trajan bis zu Cato kämpften im Bürgerkriege; die Gladiatoren aber, welche zum Sinnestheil der verkommenen Römer kämpfen mußten, wurden in bunte Prunkkleider gekleidet. Die Soldaten Cäsars, des Kaisers Roms, die „Barbaren“, die für das verkommene, untergehende Rom die Welt in Knechtschaft halten mußten, hatten Uniformen. Das feudale Rittertum hatte seine Uniform, seine uniformierten Reiterei; das freie Bürgerium der Schweiz kam im Bauernrock und vernichtete die stolzen, bunten, prunkenden Ritterheere. Die Bürger der freien deutschen Städte suchten im Bürgerrock; die Knechtung der Fürsten, die Landstürmer, die das freie Bürgerium niederzuschlagen bestreuten, erhielten Prunkgewänder, damit sie vergessen lernten, daß sie Söhne des Volkes seien, ihre Brüder zu knechten und zu mordern. Die stehende Heere der Neuzeit sind, seit Ludwig XIV. fe einführte, in bunte Riecke gekleidet — und wurden demnach, wo die große Weltfrage der Befreiung der Völker mitkämpfte, überall durch den Bürgerrock, die Blau, die „Schnecken“ besetzt; in Paris, in den Tuilerien, auf den Barrikaden der Jahre 1830 und 1848, durch die Bauernmiliz in den Selbstjagen der Republik, und ebenso in Amerika, so oft der Bürgerrock und Bauernkleid sich gegen die Uniform der Engländer, des gebungenen deutschen Blutes der Unterthanen deutscher

Fürsten im Solde Englands, der Spanier und in Mexiko auch der Franzosen erhob.

Die Uniform war das Zeichen der Knechtung durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Es ist eine wunderbare Verwirrung, wenn man sich zu ehren glaubt, indem man die Uniform, den „Dienstrock“ anzieht. Es ist eine noch wunderbare Selbstverherrlichung, wenn der Bürger diesen Dienstrock anfaucht. Es ist mitleiderregend, wenn ein Offizier auf seine zwei Fratzen stolz und wohlgefällig einberichtet. Es ist wehmützig, schmerzhaft, wenn ein Weib, eine Jungfrau auf ihren Dienstrock eine Bezeichnung wohnt, die nur zu oft mit ihrer Entehrung endigt. . . .

Es wäre ein Weltunglück, wenn nur die Weltunterdrückter tapfer wären und die Waffen zu gebrauchen wüßten. Jeder Bürger muß wehrhaft sein und Wehr und Waffe haben, sich in ihnen üben für den Fall der begründeten Notwehr als Mensch, als Bürger, als Sohn des Vaterlandes, als Verteidiger der Menschheit. Jeder Staat muß seine Heeresverfassung, jedes Heer und jede Fregatabelleung ihre Fühler und diese auch ihre Fühlerabteilungen haben. Aber das Heer muß ein Bürgerheer und sein Soldatenheer sein, es muß aus einem dem Bürgerium entstehenden, auf dasselbe mit Stolz und Uebermut herabschauenden, willenlos, gedanklos der Laune jedes Herrschers gehorchenden Soldatenium bestehen.

Wer einer Heeresjagd des Militarismus nachläßt, der jubelt den Wehrzeugen seiner eigenen Unterjochung ein Hoch zu.

Wer aber wird sich nicht freuen, wenn in einem freien Staate die Jugend zum Waffenstudium, zur Waffenübung mit Flinten und Kanonen aufzieht? Wer wird es nicht erheben, wenn die Knaben in Reich und Gied stehen und sich üben zur Verteidigung der Freiheit, des Gesetzes, der Ehre, der Rechte des Bürgers und Menschen, der Selbstständigkeit und Unangreifbarkeit des Vaterlandes? Wer wird nicht mit ruhigem, stolzem Selbstbewußtsein der Trommel folgen, wenn sie ihn zur Übung der Waffe im Frieden, zur nicht ruhigen, stolzen Kriegstrompeltung locken, wenn sie ihn zur Verteidigung des Staates, der Freiheit, der Menschenrechte, des Vaterlandes in den Kampf ruft?

Nur der Mann ist frei, der seine Freiheit zu verteidigen im Stande ist, nur das Volk geschützt gegen Angriffe von außen und von innen, das seine Freiheit, sein Land, vom Feinde mit Wehr und Waffe angegriffen, mit Wehr und Waffe zu verteidigen weiß.

Wer einem Volke überhaupt Wehr und Waffe verleiht, wer es zu einem Wehr- und Waffe liebenden Anglihaufen erziehen möchte, der würde den Feind begheben, den die Polizei beghebt, die dem ehrenhaftigen, freien Bürger die Waffe verbietet, während der Räuber sich nie durch ein solches Verbot lösen lassen wird. Wehr und Waffe zu tragen, wenn er sein Werk der dunkeln Nacht gegen Wehrlose zu vollführen gedenkt.

Nicht Wehr und Waffe sind vom Knechtschaft und Unterjochung. Nur wehrhafte Völker sind freie Völker und umgekehrt, nur freie Völker sind auch wehrhafte Völker.

Völker aber, bei denen das Soldatenium, der militärische Geist und der Dienstrock herrschen, ihr trüg Millionen Soldaten keine wehrhaften Völker, kaum durch das Soldatenium, das bei der ersten verlorenen Schlacht zusammenbricht, gegen äußere Angriffe geschützt, nicht im Innern geknechtet.

Frei ist ein Volk nur und auch geschützt nur gegen äußere Angriffe, wenn das Land kein Soldatenium mit militärischem Geist und Dienstrock, wohl aber ein wehrhaftes Bürgerium hat, sich seines Rechts, seiner Freiheit und auch seiner Wehrhaftigkeit bewußt. (St. G. St. A.)

## Die Cholera.

Diejenigen Völker, die furchtlich und despotisch am meisten gebrüht sind, haben auch die furchtlichsten Volkspepidemien und die größte Sterblichkeit. Professor Dr. Stamm.

Die unheimliche Seuche, die Cholera, nähert sich immer mehr den Schwarzgelben Grenzplätzen, ihr kann weder eine hohe Regierung, noch ein hochwohlwollender Magistrat Halt gebieten, denn sie giebt nichts auf Befehle, sondern der einzige Umfand, der ihr Kommen hintanzuhalten, ihre Verbreitung beschränken kann, sind Maßregeln, die nicht ein ausgleichender Ministerpräsident, sondern die Männer der Wissenschaft, die mit Gefahr ihres Lebens die Entfestungs- und Verbreitungsurachen dieser Krankheit erforschen: und dementsprechend zur Verhütung der Einschleppung und Verbreitung derselben vorschlagen.

Um etwas zu bekämpfen, ist es selbstverständlich notwendig, die Entstehungsurachen derselben zu kennen. In unseren Büchern findet sich eine Abhandlung von Professor Doktor Stamm, der lange Zeit in Asien die Ursachen der verschiedenen anstehenden Seuchen beobachtete. Er schreibt darüber: „ . . . Die Cholera lehrte uns, daß in Ostindien, dem Ausgangspunkte der Cholera, diese Epidemie nicht immer heimlich gewesen ist und diese Epidemie das Jahr 1781 zum ersten Ausgangesdatum hatte.

Früher Epidemien, die in Ostindien ihren ersten Ausgangspunkt hatten, haben sich niemals auf weitere Ländergebiete erstreckt.“

Ueber Bengalen, wo die Cholera am 22. März 1781 das erste Mal unter den Truppen ausbrach, schreibt Professor Dr. Stamm:

„Da die Natur die Cholera so viele Jahre nicht erzeugte, so müssen wir annehmen, und die Forschungen bestätigen es, daß dieselbe durch Menschen gebrachte Ueberstände im erschrecklichen Maße gewachsen und die Cholera hervorgerufen haben.“

Religiöser Aberglaube veranlaßt die meisten Einwohner, sich von Pflanzenstoffen zu nüchtern, und zur Zeit der Not greift man zu den rohen, unreifen, verborenen Pflanzen. In vielen Gegenden giebt es nur schlechtes, obendrein durch die Menschen verunreinigtes Cumpinjowasser zum Gebrauch und Genuß. Religiöser Aberglaube läßt die Völker in den Gängen weilen. Freilich sollten die Leichen verbrannt werden; aber womit kann der Arme das teure Feuerungsmaterial

62]

## Am Wechsel der Zeit.

Zeitgenössischer Roman in drei Büchern von H. Otto Walfer.

(In neuer vom Verfasser bewirkter Bearbeitung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich schätze ihn keine tausend Thaler.“  
„Verstehen Sie nur recht, ich meine als Künstler.“  
„Ja, Sie meinen als Künstler; aber als Schwiegersohn, meine ich; die ganze Stadt würde mit Fingern auf mich weisen.“  
„Was Sie denken!“  
„Sie würden also wohl an meiner Stelle im Stande sein, ihre Tochter zu geben.“  
„Ich glaube, ja.“  
„Trotzdem er garnichts hat?“  
„Erstens glaube ich, daß Herr Eichenbach etwas hat.“  
„Lumpige paar Tausende, wenn's hoch kommt.“  
„Und seine Kunst? . . .!“  
„Seine Kunst? Nun ja, zehntausend Thaler sind mir lieber.“  
„Ich verstehe weder Sie recht, Herr Findeisen, noch einen von Ihren Gesinnungsgenossen. Statt das Geld als ein Mittel zu betrachten, mit dem man lästige Nahrungssorgen von seinem und seiner Kinder Haupte fernzuhalten vermag und mit dem man ein wohlgeordnetes Glück nach um ein Bedeutendes erhöhen kann, sehen Sie das Geld als Selbstzweck an, stellen Sie sich vor, es machte aus dem Menschen ein anderes, ein höheres Wesen, und erkennen als gleichberechtigt nur solche Menschen an, die ungeschätzt ebenbürtig über Sie. Und wenn Sie eine Tochter haben, die jemand mehr von Ihnen zu erwarten hat, als sie zu ihrem Glück braucht, so meinen Sie nicht, daß dieselbe am besten thut, jemanden

zu nehmen, den sie schätzt und liebt, der sie glücklich zu machen verpricht, sondern denken, daß sie besser daran thäte, jemanden zu nehmen, der auch jemand mehr hat, als er braucht, er mag sonst sein, wie und was er will? Das scheint mir denn doch eine Verneinung aller Kraft und Bedeutung des Geldes zu sein; eine Krankheit, an der Sie freilich nicht allein leiden, sonst würde man nicht auf Seiten der Reichen das trampelnde Streben finden, das Geld, welches sie ihren Kindern geben können, immer wieder zu Geld zu bringen, statt daß es natürlich und einfacher wäre, wenn Eltern dächten: Mein Kind hat Geld, es ist ja glücklich, ohne ängstliche Mühseligkeit jemandem angehören zu dürfen, den es wirklich liebt.“

„Bravo, Herr Professor, Bravo! Sie halten Reden aus dem Stegreif, daß es eine Art hat; es wundert mich garnicht, daß Sie so viel Einfluß auf die Menge ausüben. Wenn Sie nur etwas praktischer wären.“

„Stellen Sie sich vor, Herr Wehrhahn,“ rief der Fabrikant gleich darauf dem eintretenden Buchdruckerherrn zu, „unser Professor will mir einreden, ich würde am besten thun, meine Tochter mit der Million, die sie einmal von mir bekomme, an einen Menschen hinzugeben, der garnichts hat; als wenn man das nicht billiger haben könnte!“

„Unter Herr Professor hat noch manchmal kleine unpraktische Anwendungen aus der Studienzeit,“ meinte der Buchdrucker, der sich im Laufe der Jahre eine ziemliche Wohlthätigkeit und ein fasttägliches Lächeln angewöhnt hatte. Er lächelte so oft und so beständig, daß es schien, als habe der Zeitgeist über das Schicksal dieses Glückseligen gelächelt und ihm die äußeren Anzeichen dieses Glückes um den Mund gezeichnet.

„Na, das vergesse ich noch mit der Zeit,“ meinte der Fabrikant, „für heute wünsche ich geeignete Maßzeit.“

„Ein Wort noch, lieber Herr Findeisen,“ rief der Buchdrucker und Zeitungseigentümer; „Sie haben doch eine Anzahl Handwerker in Ihrem Geschäft, welche wahlberechtigt sind?“

„Eine Kleinigkeit von zweihundertfünfzig Stimmen sind in meinem Geschäft vereinigt,“ erwiderte der Fabrikant mit Selbstbewußtsein.

„Diese zweihundertfünfzig Stimmen werden Sie doch auf unseren Professor zu lenken wissen?“

„Das versteht sich von selbst; wer nicht nach unserer Liste stimmt, der hat bei mir nichts mehr zu thun. Hier heißt's, weß Brod ich esse, deß Lied ich singe.“

„Machen Sie's nur nicht zu auffällig,“ warnte der Professor, „denn etwans würde mir ein Skandal in meiner Stellung sehr unangenehm sein, und zweitens könnte die Wahl angefochten werden.“

„Das letztere macht mir sehr wenig Kopfschmerzen,“ meinte der Fabrikant, „die Wahlansetzungen haben noch selten zu etwas geführt. Man ist doch im Landtage unter Brüdern, das wissen Sie ja. Also nur immer frisch drauf.“

Der Fabrikant, ein noch immer stattlicher Mann, der, wenn es galt, das graue Haupt mit achtunggebietender Würde zu tragen verstand, empfahl sich nunmehr. Herr Wehrhahn aber bemerkte bei seinem Weggehen:

„Ein ganzer Mann, dieser Findeisen, der versteht's Geschäft; so weit wie der bringen wir mit aller Plage nicht, aber er hat Unglück mit den Kindern.“

„Doch nur mit dem Sohne,“ entgegnete der Professor. „Ich weiß doch nicht,“ entgegnete Wehrhahn mit einem schmerzlichen Ausdruckenden Beiseitelegen des Hauptes, „mit dem Sohne kann sich's noch machen, wenn er ausgebraut hat; aber bei dem Fräulein sieht's tiefer. Denken Sie sich, Professor, jetzt will dieses merkwürdige Geschäft einen Verein zur Hebung der Lage unbemittelter Frauen und Mäd-

begreifen? . . . . De regelmäßigen Ueberflimmungen des Ganges, Dragmaputra und anderer Flüsse lassen Verwesungsstoffe aller Art zurück. Dazu die tropische Wärme, die dicke Bevölkerung, die elenden Wohnungen und der von der Unwissenheit ungetrennte Schmutz. Dann noch die Ballfahnen geistig verfallener Individuen mit ihrem Gelohe von Eend, Strapazen, allgöhrlicher Ausschweifung und Hunger, ebenso der ganze Apparat verrotter Kafienrichtungen, der Gastesverkommenheit und Auszählung durch die Strahmigen und Färsiten.

Zu allem kam noch die immer eingreifende fremde Bevölkerung und deren unerlässliche Geldgier. Der Opiumbau wurde immer mehr ausgedehnt, das Volk dadurch sehr fruchtbarer Bodenstreden zur Erzeugung guter Nahrungsstoffe bebraut . . . .

Es war zu viel! Die Hungersnöte wurden immer allgemeiner, das Maß der künstlich geschaffenen Uebelstände war zu voll und ihr Uebermaß erzeugte die schreckliche Seuche. Es brach der ostindische Hungerbrechdurchfall aus — die Cholera.

1826 hatte die Cholera wiederum in Bengalen eine große Verbreitung gewonnen. Sie wanderte in verschiedenen Folgen weiter und ergriff endlich den Bezirker in London selbst, ergriffte es allen Weltteilen, welsch schändliche Wirtshaft in Indien geküht wird.

Den Ursprung der Cholera verbanen wir deshalb nach Stamm\*) unserer modernen kapitalistischen Kultur, die ohne Rücksicht auf Menschenleben und Gesundheit durch die Gewinnung von der Menschheit verderbenden Giften Profit einheimen will, anstatt religiösen Erwahn und verderbende Volksausbeutung zu bekämpfen, selbst in höchstföhrlicher Ausbeutung. Prof. Dr. Stamm schreibt weiter über die Verbreitungsergründungen der Cholera: Wie der Mensch selbst durch Uebelstände, welche er sich geschaffen, diese Seuche künstlich in Leben rief, so tragen auch die Uebelstände, welche er sich geschaffen, zu deren Verbreitung bei.

Stamm hebt hervor, daß ungesunde Luft, Wasser, schlechte Nahrung die Verbreitung der Cholera sehr begünstigen und führt als Beweis an, daß die Cholera noch niemals ihren Weg über die Wüste durch die frische Luft nahm, daß sogar bei Wüstenstädten, die von Cholera befallen, ihren Weg durch die Wüste nahmen, die Cholera verschwand. Weiter, daß sehr selten in Orten mit gut genährten Menschen, mit gesunder reiner Luft, diese Seuche an größerer Ausdehnung gewinnt. Er empfiehlt zur Hintanhaltung zur Verschleppung dieser schrecklichen Krankheit Isolierung der Choleraerkranken, stets frische Luft, Desinfektion aller von solchen Kranken kommandierte Dinge und sofortige Vererdigung der Leichen.

Weiter schreibt er: Sie die Cholera erinnert uns daran, daß das Gchundwerden und Gchundbleiben der Menschheit überhaupt vielfach von Bekämpfen des Hungers, der Rot, des Eend und der Unwissenheit abhängt, daß es mit der Unterrichts- und Wohlstandsfähigkeit, daß es mit der Bekämpfung der Unterdrückung, der Unwissenheit, des Aberglaubens u. d. des Gchismus, daß es überhaupt mit der sozialen Frage im innigsten Zusammenhang steht.

Verächtlicher Schandcharakterist alle sich als offiziell gebenden Gchundheitsämter der Erde, die dies nicht beachten wollen! Soweit Stamm; wir haben wenig anzufügen.

Die Tagesblätter, die io gerne all unter kapitalistischen „Ordnung“ anhaftenden Uebelstände verurtheilen, führen sich angeht der gefahrdrohenden Krankheit dennoch gezwungen, von den größten Uebelständen, unter der die arbeitende arbeitelose Bevölkerung leidet, Notiz zu nehmen. Wir, die wir stets diese Dinge der Öffentlichkeit übergeben, bleiben immer die Rufer in der Wüste, für unser Kapitalistenthum gelten die Worte Wölfsstoppel in Goethes „Faust“: „Den Teufel merkt das Wölchlein nie, und wenn er es gleich beim Stragen hätte.“ Nun hat er es — besser sie (die Cholera) es nicht nur beim Stragen, sondern ist ihm sogar im Acken, und darob Befehle und Häufklappen.

Dann nenne es nicht Hygnismus, wenn wir trocken, ohne Rücksicht auf die drohende Gefahr, diese Dinge konstatieren. Die Arbeiterklasse ist es, die im Falle des Ausbruchs der Krankheit am ärgsten mitgenommen werden würde; doch das

\* Um Recht kein anderer Gewandsmann zur Verfügung, und zeichnet sich derselbe insbesondere durch Offenheit der Sprache aus, ihm sind alle wenn und aber verpönt, was wir lobenswert vermerken.

Kapitalistenthum verdient kein Mitleid ob seiner Angst, die rothe Warnung ist hier eher am Plage. Uns fällt nicht bei, eine gräßliche Krankheit als Mittel zu benützen, um unsere Forderungen lebenswert zu machen, aber in dem Spiegel der Zustände wollen wir unsere Mitbrüder guaden lassen, zu ihrer Aufklärung und die Kapitalisten haben zu abschreckenden Beispiele. H.

### Folkische Kundschau.

Die amtliche „Straßburger Correspondenz“ veröffentlicht den Erlaß des Kaisers an den Statthalter Fürsten Hohenlohe über den Ausfall der Kaisermandate des 8. und 16. Armeekorps. In dem Erlaß sagt der Kaiser, daß nach dem die Cholera von dem Auslande her auch in unserm Vaterlande Eingang gefunden habe, und da die Ansammlung großer Menschenmassen besonders geeignet sei, die Epidemie zu verbreiten, so habe er in landesväterlicher Fürsorge angeordnet, daß die diesjährigen großen Manöver des 8. und 16. Armeekorps im Hinblick auf die damit für die Truppen und die Bevölkerung verbundene Gefahr nicht stattfinden. So lebhaft er sich freut haben würde, bei diesem Anlaß wiederum das Reichthum zu bezeugen und mit einem Teil seiner treuen Einwohnerchaft in nähere Verbindung zu kommen, so müsse er sich diese Freude für jetzt versagen. Er thue es aber in der aufrichtigsten Hoffnung, daß seine Entschliegung mit Gottes Hilfe dazu beitragen werde, ein weiteres Umsichgreifen der verheerenden Seuche zu verhindern.

Der Statthalter seinerseits publiziert nun folgenden in herkömmlichem Konzeptsstil abgefaßten Erlaß:

„Se. Majestät der Kaiser haben in Rücksicht auf die Ausbreitung der Cholera den Ausfall der Kaisermandate in Vöhringen befohlen. Se. Majestät wollen in warmer landesväterlicher Fürsorge für das Wohl der Bevölkerung es vermeiden wissen, daß durch die zur festlichen Begrüßung Sr. Majestät ankommandirte patriotische Bevölkerung des Landes Gefahr für ihre und ihrer Familien Gesundheit entstehe. Indem Se. Majestät sich zu beauftragen gerührt haben, dies zur Kenntnis des Landes zu bringen, haben allerhöchstdieselben zugleich ihrem schmerzlichen Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß sie es sich unter diesen Umständen verordnen müssen, die allerhöchsten ihnen zugesandten Aufträge der braven löhrlichen Bevölkerung entgegen zu nehmen.“

Von Interesse ist es jedenfalls, aus diesem Erlaß zu erfahren, daß bei dem Herrn Statthalter nicht die Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Arme, sondern die Rücksicht auf die Gesundheit der patriotischen Bevölkerung Vöhringens, welche zur Begrüßung des Kaisers hätte zusammenströmen können, entscheidend für die Abbestellung der Manöver gewesen ist, während der Erlaß des Kaisers ausdrücklich auf die Fürsorge für die Truppen Bezug nimmt.

Ein weiterer Erlaß des Kaisers im „Arme-Verordnungsblatt“, in welchem ebenfalls die Einstellung der Kaisermandate angeeignet wird, schließt mit folgendem Passus: „Sofern Mannschaften nach Orten entsandt werden müßten, welche von der Cholera infiziert sind, soll es denselben gestattet sein, vorläufig länger bei der Truppe zu verbleiben.“

**Zweiterlei Praxis.** Wie wir unteren Lesern in der gestrigen Nummer mitteilen mußten, hat das Kammergericht die Freilassung unseres Genossen Jahn — der neuerlich bemerkt in das Zentralgefängnis Rottbus überführt worden ist — gegen Kautions abgelehnt, indem es sich der Auffassung des Landgerichts anschloß, daß die Kautions keine Sicherheit gegen die Flucht böte, da sie von Parteigenossen gestellt würde, weil der Verfall einer wenn auch hohen Kautions für jeden einzelnen der zahlreichen Partei ein unbedeutender Verlust sei. — Wir wollen — sagt der „Vorwärts“ hier — uns hier nicht darüber auslassen, wie nach dieser Stellungnahme des Kammergerichts die Möglichkeit, gegen Kautions bis zur endgültigen Entscheidung einer Anklage auf freiem Fuß zu bleiben, für einen vermögenslosen Angeklagten einfach ausgeschlossen bliebe. Wir können diese Ermüdungen io eher außer acht lassen, als ein Beispiel aus jüngster Zeit vorliegt, welches beweist, daß das hohe Kammergericht nicht immer der Ansicht halbt, daß Kautions, durch parteigenössliche Freunde ausgedrückt, keine Garantie gegen die Flucht bieten. Wie erinnern hier an den Fall Althardt. Dieser Herr ist bekanntlich auf Verlaß des Kammergerichts in gegen eine Kautions von 50 000 M. wieder auf freien Fuß gesetzt, diese Summe aber wurde durch öffentliche Sammlungen der antijemittischen Parteio rgane aufgebracht. — Wenn dieses Verfahren den

Kantite miten gegenüber zulässig war, warum soll es gegenüber den Sozialdemokraten nicht angebracht sein? Glauben die Herren vom Kammergericht etwa, die sozialdemokratischen Arbeiter verheereten ihre Beiträge, die sie zur event. Freilassung eines ihrer Genossen fleuern, leichter als die antijemittischen Pfaffen, Junker, hohen Beamten z. ihr Geld, das sie zur Freilassung Althardts zulawengetragen haben? Wir göhnen dem Einfinder der Judenlisten gewiß seine Freiheit, die ihm durch die Hilfe seiner Freunde geworden ist, aber was Althardt recht, müßte Jahn hiermit, und daß dies nicht der Fall, das wollen wir biermit konstatieren haben, wissend, daß die sich für jeden ergebenden Schlußfolgerungen von unseren Lesern selbst gezogen werden.

**Aus dem Königreich Krupp.** Die „Frankf. Bg.“ druckt den Erlaß König Krupp II. an die Offizier Zentrumsblätter in welchem denselben angeeignet wird, daß den Arbeitern das Lesen derselben wieder „gestattet“ ist, ob und macht zu demselben folgende interessante Bemerkungen:

In dem angezogenen Artikel vom 15. März, 1887 hatte die Firma Krupp ihren sämtlichen Arbeitern, deren Zahl mehr als 20 000 beträgt, das Gatten und Lesen der beiden literalen Blätter verboten. Dieses Verbot, das in der selben Kautionsergangen war, als das Zentrum sich dem Freilassen und der Sozialdemokratie in die Reichstagsblätter zu setzen hatte, ist also jetzt aufgehoben worden. Die beiden betroffenen Blätter machen von dem Ausfall der patriotischen Wadertvollkommenheit pflichtschuldigst Mitteilung, freuen sich insgeheim über den Monnetenauwachs, der möglicherweise eintreten wird, schmeigen sich aber über die Maßregel an sich mit dem Kante aus, den die Regierungsfreundlichkeit zur Pflicht macht, und werden sich gewiß in Zukunft sorgfältig bemühen, der Firma Krupp nicht die gute Laune zu verderben. Genau ebenso mutig und überzeugungstreuer verfährt die übrige ultramontane Presse, die damit den Wandel der Meinung in schlagender Weise offenbart. Die nationalliberalen Organe wissen nicht, was sie mit dem hohen Erlaß anfangen sollen, der sich io unangenehm auf einer Partei stellt, die sie 1887 wie 1892 täglich als täglich und seitlich angreifen pflegt; sie drucken das Schreiben daher nur ab und legen kein Wort weiter. Zu einer kräftigen Kritik bringen es nur die sozialdemokratischen Blätter. Man wird ihren Ausführungen beistimmen müssen, ohne das man den allgemeinen Schlußfolgerungen, die über die Freiheit (?) auszuführen brauche, sich io unangenehm verdammt und ihnen selbst für Denken und Urteilen verschreiben müßten. Das Zentrarium der Firma Krupp würde den Boden unter sich wanken fühlen, wenn es den Prozentjahre der erste, die dem Arbeitergeleit für alle seine „Wohltäten“ keinen Dank wissen, sondern die, durch den gefälligen Druud getrieben, mit ihrer Ueberzeugung in das sozialdemokratische Lager übergegangen sind und die ihre Lehre in geheimer Kautions immer mehr Verbreiter werden. Das Verbot der sozialdemokratischen Zeitungen kann daran noch viel weniger ändern, als das Verbot der Zentrumsblätter diesen gebietet hat. Dergleichen äußerliche Mittel bewirken nur das Gegenteil dessen, was kurzfristige Gchundmittel von ihnen zu erwarten nicht müde werden.

Wie man sieht, herrschen im Königreich Krupp dieselben irdischen Zustände, wie im Königreich Stamm. Die Arbeiter fühlen sich unter dem väterlichen Regimente ihrer Majestäten von Kapitals Gnaden „beglückt“, daß sie immer mehr der Sozialdemokratie zu neigen und insgeheim Anknüpfungspunkte mit derselben suchen.

Einwas Neues ist das zwar für uns nicht, es ist aber wohl angebracht, wenn wir immer wieder daran hinweisen, wie die Krupp und Stamm der Sozialdemokratie Anhänger werden.

Wir sind damit zufrieden.

**Angst und bange** wird es einem Teil der Nationalliberalen wegen der Ausplandierung des Wiberwillens gegen das allgemeine Wöhrrecht durch die „Nationalliberale Correspondenz“. Unter anderen liest das nationalliberale Blatt in Neudorf a. d. S. der „Abdaktion der Nat. Kor.“ den Text. Ein Bruchstück dieser Epistel lautet:

„Weiß Herr Wöhrer nicht, daß die nationalliberale Partei in zahlreichen Kreisen, namentlich aber in niederrheinlich-westfälischen Industriebezirken, wo sie noch der Waderte zu berechtigen hat, kein Bein mehr auf die Erde bekommt, wenn sie den Berdacht erweckt, Gaud an das Reichstagswöhrrecht legen zu wollen? Wie denken die Gchunden, deren Wöhrer die „Nationalliberale Correspondenz“ vertritt, eigentlich von der Wöhr? Kämpft sie nicht bereits in mehreren Wöhrkreisen unsere nationalliberale Presse, in deren Reihe auch wir stehen, ein verzeihen Kauf gegen die ultramontanen und die radikale Spielart des Deutschfreisinn? Wir danken ergötlich für den Gultur der „Nationalliberale Correspondenz“, die als Leib- und Wägenkutschere für Kommerzienräte und solche, die es werden wollen

chen gründen, und das nicht etwa durch Unterstüßungen, sondern, was meinen Sie wohl?“

„Wahrscheinlich durch Erschießung einer Anzahl von Berufsweiden für Frauen?“

„Richtig; die alte Emanzipationsidee mit neuem Auspug.“

„Es scheint mir die Sache doch wichtig, wenn man bedenkt, daß io viele Frauen sich mit dem besten Willen ihr Brot nicht verdienen können.“

„Unstun ist es, Professor; wir haben für die Männer nicht genug zu thun, was soll erst werden, wenn die Frauen auch noch an der Männerarbeit teilnehmen wollen.“

„Die Frauen, scheint mir, haben dasbelle Recht auf lohnende Arbeit, wie die Männer.“

„Sie können striden, ricken und nähen.“

„Das nährt sie nicht hinreichend.“

„Dann mögen sie heiraten.“

„Es findet nicht jede einen Mann.“

„Bei sie prezig, wäherlich, anspruchsvoll sind, ich kenne das aus Erfahrung. Wenn ein Mädel halbwegs gebildet ist, will sie gleich hoch hinaus. Ich habe deshalb auch nicht geheiratet und halte nur eine Hausfärsiterin, die ich beliebig wegstellen kann, wenn sie nicht mehr gut thut. Die kleine Findelweib wäre nicht abel; mit dem Aken würde ich nöthigenfalls einig werden. Aber, aber! die will hoch hinaus. Ja, was ich sagen wollte, die Verächtigung der Vierhundert können wir nicht aufnehmen; wir wollen einfach mitteilen, daß uns eine Verächtigung mit vierhundert Unterstüßungen zugegangen sei, die ihrer verächtlichen Form halber keine Aufnahme finden könnte; wir müßten uns darum begnügen, den Hauptinhalt wiederzugeben, und da nehmen wir heraus, was uns pht.“

„Dr. Weiser ist etwas gar zu stark ausgefallen.“

„Was ich nicht wüßte; man kann diesen Nummern nicht herb genug auf den Leib ricken. Der Dr. Weiser ist ein

ganzer Keel, wenn er nur nicht immer Vorwuch verlangen wollte!“

Die letzteren Worte waren kaum gesprochen, als es an die Thür klopfte, und auf das von zwei Stimmen gerufene „Herein“ eilten Barth ernst und bleich im Redaktionszimmer.

„Ach, Herr Barth“, rief Wehstohn malitios, „der Chef der neuen Buchdrucker-Affosation, die uns allen den Garau machen will. Gm, hm; Sie werden uns doch noch eine kleine Gnadenfrist geben?“

„Ich komme wegen des Artikels über die neuliche Gerichtsverhandlung“, erklärte Barth, ohne auf die höhnischen Bemerkungen des vom Glücke begünstigten Kollegen einzugehen.

„Ah, wegen der Verhandlung gegen Ihre Braut? Ein sehr unangenehmer Fall für Sie, Herr Barth, und es wundert uns alle; daß Sie bei io viel Familienfragen sich auch noch mit solchen phantastischen Stram abgeben können.“

„Es ist in dem Artikel geschickterweise vieles bemerkt, was erstens mit der Sache garrnichts zu thun hat und zweitens auch nicht einmal auf Wahrheit beruht.“

„Ja, das wäre; sprechen Sie sich doch deutlicher aus, Herr Barth.“

„Ich finde es erstens sehr unpassend, daß man über die Entscheidung und das Benehmen meiner Braut berichtet, als wenn sie freiwillig eine Rolle auf der Bühne gespielt hätte.“

„Freiwillig hat sie diese Rolle allerdings nicht gespielt, das gebe ich Ihnen zu, Herr Barth“, hönte Wehstohn.

„Ich finde eine solche Art Berichterstattung im höchsten Grade unwürdig in solchem Falle.“

„Sie wollen wahrlich nicht sagen: unangenehm? das mag sein; aber unsere Leser wollen das zu haben, und da können wir auf einzelne nicht Rücksicht nehmen, zumal bei Lutten, welche selber io wenig Rücksicht für nötig halten, wie Sie

es zum Beispiel in der Volksversammlung vor einigen Tagen gethan.“

„Ach habe meine Pflicht gethan.“

„Und wie die ungerne. Das lassen Sie sich gelagt sein, Herr Barth.“

„So? Und dann halten Sie es wohl auch für Ihre Pflicht, ein unglückliches Mädchen als Opfer ihrer Pöhrigkeit hinzustellen, welches festig, ordentlich, beschiden und einfach war, wie keine andere?“

„Als solche haben Sie das Mädchen angesehen, Herr Barth, das ist ganz natürlich, denn die Liebe ist blind. Aber wir, die wir mit unbefangenen Augen zusehen, können auch eine andere Meinung hierüber haben, nicht wahr?“

„Kennen Sie denn das Mädchen?“

„Nein, wir haben nicht die Ehre; wir haben solche Bekanntschaften nicht.“

„Und wollen sie trotzdem verurtheilen?“

„Wir nicht, behüte Gott! das überlassen wir dem Urteil des Gerichts, und dieses hat deutlich genug gesprochen.“

„Ja, es hat gesprochen; aber es wird anders sprechen in kurzer Zeit.“

„Das hoffen Sie? Nun, ich wünschte Ihnen alles Glück; aber mir scheint das groß Verschwendung von Geld und Zeit. Wenn Dr. Ruffmanns Ihre Freisprechung nicht erwirken konnte, dann kann es keiner.“

„Dr. Ruffmanns? Ich danke für einen solchen Verleüder.“

„Danken Sie nicht zu früh, Sie könnten ihn noch sehr nötig brauchen, denn wie ich höre, wird gegen Sie wegen Ihrer neulichen Rede die Kriminal-Unterstützung eingeleitet. Ist dem nicht so, Herr Barth?“

„Dem ist nicht so, denn ich bin bereits zum Staatsanwalt zitiert.“ (Fortsetzung folgt.)



